

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 9

Artikel: Welcher Erziehungsfehler machte Ihnen am meisten zu schaffen? : Antworten auf eine Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Welcher Erziehungsfehler machte Ihnen am meisten zu schaffen?

Antworten auf eine Rundfrage

ILLUSTRATIONEN VON HANNA FRIES



Letzten Sommer veröffentlichten wir Antworten von männlicher Seite über das gleiche Thema. Bei der vorliegenden Umfrage an Frauen richten wir uns wieder nur an solche, die das 45. Jahr überschritten haben. Denn es geht uns nicht darum, einen Beitrag zum Generationenproblem zu geben. Wir wollen hier vielmehr unsren Lesern Erziehungs erfahrungen von Menschen vermitteln, die reif genug sind, um vor übergehende Schwierigkeiten zwischen Eltern und Kindern, die ja keine Erziehung vermeiden kann, von Erziehungsirrtümern zu unterscheiden, die sich auf das Leben der Kinder ungünstig ausgewirkt haben.



*Lachen: ja, aber nicht
über alles*

Ja, wer macht keine Fehler! Als Sie mir in dieser Angelegenheit anlauteten, bee rührte es mich eher peinlich, über Erzie hungsfehler meiner Eltern reden zu sollen,

erstens überhaupt, zweitens einem völlig unbekannten Menschen gegenüber und drittens gar noch zur Veröffentlichung. Wer eine so schöne, frohe und freie Jugend ver lebt hat wie ich, sollte wirklich zufrieden sein. Und doch und doch, ich hätte schon etwas zu sagen. Und da mein Vater zu den seltenen Naturen gehört, die nicht über mäßig böse werden, wenn andere seine

Prinzipien auch gegen ihn selbst anwenden, so darf ich es wohl tun, ohne eine Pietätspflicht zu verletzen. Was ich Ihnen jetzt sagen will, habe ich übrigens meinem Vater gegenüber oft und oft ausgesprochen.

In meinem Elternhaus herrschte ein sehr unbefangener Ton. Wir Kinder wurden nicht weggeschickt, wenn Gegenstände behandelt wurden, die eigentlich nicht für Kinderohren berechnet sind. Wir hielten ein sehr offenes Haus. Wir hörten von frühesten Jugend an vielerlei Kritik an Institutionen und Menschen. Wir gewöhnten uns ganz von selbst daran, auch unsere Welt mit der gleichen Unbefangenheit zu beurteilen. Unsere Welt war die Schule. Die kleinen Eigenheiten und Schwächen unserer Lehrer konnten uns nicht verborgen bleiben. Wir äußerten uns darüber im Familien- und Gästekreis recht ungeniert. Wir hatten bald heraus, daß solche Äußerungen unsern Vater belustigten. Wenn wir einen Lehrer nachahmten oder erzählten, wie wir ihn in Kleinigkeiten ins Unrecht setzten oder aber eigene und kleine Streiche von Mitschülern zum besten gaben, waren wir sicher, Unterstützung zu finden. Es handelte sich nie um wirklich grobe Späße, aber immerhin . . .

Es hat eine merkwürdige Bewandtnis um die Autorität. Es ist sicher falsch, den Kindern gegenüber Respektspersonen mit einem undurchdringlichen Schleier zu umgeben und nicht zu dulden, daß die Jungen versuchen, gelegentlich hinter diesem Schleier etwas von den Menschen zu sehen, die dahinter stehen. Ebenso falsch wie gefährlich jedoch ist, den Kindern den Glauben an die Autorität zu untergraben. Etwas von diesem Glauben brauchen Kinder, und nicht nur Kinder. Schon deshalb, weil sie sonst die wirklichen Machtverhältnisse falsch einschätzen lernen. Und darüber hinaus in Gefahr kommen, jede Autorität, auch jene, die sich nicht bloß auf menschliche Machtansprüche stützt, zu bezweifeln.

Ich besuchte den Konfirmandenunterricht mit großem Interesse. Unser Pfarrer zeigte viel Geduld mit meiner Mittelschul-Naseweisheit. Er bemühte sich redlich, auf meine vielen Fragen, die ein Nährchen stellen, aber kein Weiser beantworten kann,

einzuhalten. Ich verrannte mich aber mit der Zeit mit meiner Fragerei so arg, daß unser Pfarrer mir freundlich erklärte, daß er sich eben nicht nur mit mir, sondern auch mit den andern Konfirmandinnen abgeben müsse. Das nahm ich zum Anlaß, zu Hause zu erklären, ich wolle nicht konfirmiert werden. Und so wie mich meine Eltern erzogen hatten, blieb ihnen nicht viel anderes übrig, als mir meinen Willen zu lassen.

Wir haben dann eine Konfirmationsfeier ohne Konfirmation gefeiert. Der Götti und die Gotte waren da und die Verwandten. Ich hatte keinen Grund, darüber zu klagen, an diesem Tage nicht doch noch einen Ehrentag zu erleben. Mein Vater hielt sogar eine kleine Rede, in der er meinen Übertritt in den Kreis der Erwachsenen feierte; aber mir war nicht feierlich zumute. Ich bekam wunderschöne Geschenke. Kein einziges weniger, als ich sonst bekommen hätte. Stolz hatte ich noch vor einigen Wochen erklärt, daß ich mich auf die Konfirmation eigentlich nur der Geschenke wegen freue. Nun hatte ich diese Geschenke. Sie freuten mich nicht. Es fehlte mir etwas, und zwar gerade das, worauf ich leichtfertig geglaubt hatte verzichten zu können. Ich habe in der darauffolgenden Nacht hoffnungslos und jämmerlich geweint.

Die Eltern dürfen nicht zu Sklaven der Kinder werden



Sonderbar, daß Sie mit diesem Anliegen jetzt zu mir kommen. Gestern nachmittag waren meine beiden Enkelkinder bei

mir. Da haben sie, wie sie das gerne tun, in alten Nummern des «Schweizer Spiegels» geblättert. Beim Aufräumen ist mir dann die August-Nummer wieder in die Hand gekommen, und in dieser habe ich den Artikel «Welcher Erziehungsfehler macht Ihnen am meisten zu schaffen?» nochmals gelesen. Schon bei seinem Erscheinen sagte ich mir, ob wohl die gleiche Frage auch noch an Frauen gerichtet werde. Eigentlich gehört es sich doch so.

Es wäre ein großes Unrecht, meinen lieben Eltern noch ins Grab Vorwürfe zu machen. Sie taten für uns Kinder viel. Ich bin ihnen heute noch dankbar dafür. Nur taten sie, wie ich jetzt glaube, zu viel für uns, und vor allem behüteten und umsorgten sie uns viel zu lange.

In unserer Stadt Basel war vor einigen Monaten über einen Gerichtsfall zu lesen, in dessen Verlauf sich herausstellte, daß der Angeklagte — es handelte sich, wenn ich mich richtig erinnere, um einen Mord im Affekt — noch als 20jähriger Bursche von seiner Mutter und Großmutter gebadet und gekämmt wurde. Nun, so schlimm war es bei uns nicht. Aber als 20jähriger pflegte mein Bruder noch zu meiner Mutter zu gehen, um sich die Krawatte binden zu lassen. Er war es einfach so gewohnt.

Am meisten Eindruck hat mir gemacht, daß, als mein Bruder später zu militärischen Inspektionen mußte, diesem die Mutter sogar das Gewehr putzte. Sie nahm für ihn den Verschluß auseinander, rieb die einzelnen Teilchen ab, fettete sie ein und setzte sie wieder zusammen. Sie putzte den Lauf mit dem Putzstock, bis in dem Gewehrspiegelchen kein Stäubchen mehr zu sehen war. Ich weiß, daß in einer Geschichte von Gottfried Keller eine Frau gerühmt wird, die in ähnlicher Weise mit dem Gewehr umgehen konnte. Mir gefiel diese Sache bei meiner Mutter bloß halb oder gar nicht.

Ich habe bis jetzt nur von meinem Bruder gesprochen. Mir fiel, als ich noch jung war, mehr auf, wie er verwöhnt wurde; aber nun weiß ich, daß ich genau so verwöhnt und verhätschelt wurde. Bloß schien es mir seinerzeit weniger anstößig. Ich war

ja ein Mädchen. Zudem machte ich mit etwa 13 Jahren eine Lungenentzündung durch. Ich mußte für ein halbes Jahr in die Höhe, und als ich zurückkam, hieß es noch lange, daß ich mich eben schonen müsse. Ich besuchte das Seminar, und da glaubte meine Mutter, daß ich mit meinen vielen Schulaufgaben nicht auch noch im Haushalt mithelfen könne. So ließ ich sie nicht nur in der Hausarbeit ohne Hilfe, ich nahm es als ganz selbstverständlich hin, daß sie mein Bett machte, mein Zimmer in Ordnung brachte und auch alles, was es an meinen Kleidern zu ändern und zu nähen gab, selber besorgte.

Wenn ich etwa in den Ferien doch etwas mithelfen wollte, hielt sie mich davon ab, teils weil sie glaubte, ich müsse meine Ruhe haben, teils weil sie meinte, ich sei doch unpraktisch und sie mache diese Sachen besser. Wenn ich Ihnen sage, daß ich bis zu meinem 20. Lebensjahr nie einen Kaffee allein zubereitete und nie die Abfahrt eines Zuges selbst im Fahrplan nachsah, werden Sie mir kaum glauben. Und doch war es so. Wenn ich für einen Ausflug noch so früh aufbrechen mußte, immer stand meine Mutter früher auf, um mir ein warmes Frühstück bereitzustellen und den Rucksack fertig zu packen. Das Fahrplan-nachsagen war die Aufgabe meines Vaters. Ich bin heute 58 Jahre alt und Großmutter. Es kommt mir heute noch so vor, wie wenn das Studieren eines Fahrplanes Männerarbeit sei. Ich habe damit immer noch Schwierigkeiten, obschon ich inzwischen einen schönen Teil Europas bereist habe.

Eine weitere Eigenheit meiner Eltern war, daß sie uns alle Schwierigkeiten, die etwa auftauchen konnten, womöglich schon zum voraus aus dem Wege zu räumen suchten. Ich glaube kaum, daß andere Eltern mit den Lehrern so ständige Beziehung pflegten wie die meinen. Wenn irgend einmal eine Note auch nur einen halben Grad unter das Prädikat genügend sank, suchte entweder der Vater oder die Mutter den Lehrer auf und besprach mit ihm, wie dieser Umstand behoben werden könne. Bedenklich daran scheint mir jetzt, daß ich

dagegen eigentlich gar nicht viel auszu-setzen hatte. Ich schämte mich zwar wohl hie und da ein bißchen über diese Ein-mischungen; aber da meine Mutter eine sehr liebenswürdige Frau und mein Vater ein sehr angesehener Mann war, wirkten sich diese Interventionen für mich eigent-lich gar nicht ungünstig aus, so daß ich und mein Bruder uns schließlich damit ganz gerne zufrieden gaben, ja bei zwei ganz bestimmten Fällen diese Bemühungen der Eltern sogar provozierten.

Ich möchte Ihnen nicht im einzelnen schildern, wie ungünstig sich diese Ver-wöhnung und Erziehung zur Unselbständi-keit für meinen Bruder und mich auswir-ten und schließlich auch für meine lieben Eltern. Sie hatten uns als Kinder daran gewöhnt, die Suppen, die wir uns selbst einbrockten, durch sie auslöffeln zu lassen. Ich und mein Bruder verlangten diesen Dienst von ihnen, auch nachdem wir schon beide längst verheiratet waren. Wenn end-lich im großen und ganzen doch noch alles gut herausgekommen ist, so ist das sicher nicht unser Verdienst und nicht das meiner Eltern.

Am merkwürdigsten ist aber, daß ich trotz dieser Lehre am eigenen Leibe bei meinen Kindern, wenn auch in anderen Formen, den gleichen Fehler machte. Auch ich war jahrelang durch meine eigene Schuld zum Sklaven meiner Kinder gewor-den. Ich wunderte mich oft, wie wenig, wenigstens bei mir, die bessere Einsicht nützt. Ich nehme aber bestimmt an, daß meine Kinder es einmal besser machen wer-den. Ja meine Enkel sind jetzt schon sehr selbstständig.

Es ist traurig, wenn das Leben erst mit 40 beginnt

Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir! stand in meiner Jugendzeit an vielen Schulhausmauern gemalt. Dieser Satz läßt sich variieren: Nicht für das Eltern-haus, für das Leben werden die Kinder erzogen!

Wir fünf Geschwister galten als man-ierlich und gut erzogen. Keine Vormund-schaftsbehörde oder Schulpflege sah sich je genötigt, sich um unsere Erziehung zu kümmern. Was hätten diese Herren schon an uns aussetzen können? Trotzdem sehe ich mit einer gewissen Bitterkeit auf meine Kindheit und Jugendzeit zurück.

Die Bewahrung vor der bösen Welt war einer der Grundgedanken unserer häus-lichen Erziehung. Der Kontakt mit den Schulkameraden wurde deshalb möglichst eingeschränkt auf ein paar «brave» Kin-der. Einmal jährlich durfte ich zwei solcher Mustermädchen einladen, und ebenso sel-ten war ich in jenen Häusern zu Gast. Ist es wohl ein Zufall, daß diese Tugendbolde später nicht glücklich wurden? Abendliches Spiel mit andern Kindern auf der Straße war strikte verboten. Es hieß: Ihr könnt ja mit den Geschwistern im Garten spielen! So lernte ich in der Tat von andern Kin-dern nichts Schlimmes, aber auch nichts Gutes.

Am Schulsilvester zogen meine Kame-radinnen und Kameraden in der Morgen-frühe mit Pfannendeckelgeklapper und andern lieblichen Geräuschen an unserm Hause vorbei; aber ich durfte mich ihnen nicht anschließen. Es hätte ja etwas Schlimmes passieren können! — Alle andern Kinder durften an die Kilbi gehen und ein paar Batzen frei nach Belieben ausgeben. Welche Wonne für ein sparsam erzogenes Kind! Doch auch das war bei uns verpönt. Mochte die Kilbimusik den ganzen Tag in unsre Ohren dudeln! Die Kilbi war ein Teil der bösen Welt, vor der wir bewahrt werden sollten. Später gingen meine Kameradinnen in den Tanzkurs. Das war wieder nichts für mich. Immer mehr fraß sich die Über-zeugung in mich ein: Alles Fröhliche ist Sünde! Aus der Tatsache, daß ich bei all dem fröhlichen, aber «bösen» Betrieb nicht dabei sein durfte, erwuchs mir ein ganz ungesundes Tugendideal.

Nun habe ich allerdings reichlich er-fahren, daß das Leben nur zum kleinsten Teil aus festlichen Stunden besteht. Es gibt viele Leute, die in ihrer Jugend wenig ge-festet haben und die dafür früh und gründ-

lich in die Arbeit eingeführt wurden und diese Erziehung später gutheißen. Praktisch erzogene Leute finden sich überall zurecht.

Mit Beschämung erinnere ich mich aber, wie mir zwölfjährigem Mädchen in den Ferien der Onkel Sekundarlehrer das Betten und die Tante das Kartoffelschälen beibrachte. In den häuslichen Arbeiten wurden wir nicht angeleitet, das Mädchen besorgte sie ja. Wohl mußten wir gelegentlich den Tisch decken, jäten im Garten oder ähnliche kleine Hilfsarbeiten bewältigen, die ein tatendurstiges 12- bis 14jähriges Mädchen sicher nicht begeistern konnten. Die Freude an der selbständigen, gut getanen Arbeit erfuhr ich nie bei uns zu Hause.

Als wir kleine Kinder waren, lernten wir « Bitte! » und « Danke! » sagen. Unsere gesellschaftliche Erziehung blieb aber dann bis ins erwachsene Alter hinein auf dieser Stufe stehen. War Besuch da, so hatten wir uns am untern Tischende ruhig zu verhalten. Richtete ein Gast, entgegen der Sitte des Hauses, das Wort an eine der 15- bis 20jährigen Töchter, so antwortete meist der Vater an deren Stelle!

Schade ist es auch, daß unsere Mutter nie den Mut fand, mit uns jungen Töchtern über all die Lebensfragen zu reden, die uns so brennend interessierten. Mit schlechtem Gewissen suchten wir uns ein paar dürftige Sätze zusammen aus Lexikon und Doktorbuch.

So vorbereitet, kam ich als Zwanzigjährige ins Ausland: Mit Maturitätszeugnis, aber voller Unsicherheit und Unwissenheit in allen Lebensfragen. Linkisch und unbeholfen im Umgang mit Menschen. Kaum fähig, eine Zeitung zu abonnieren oder an einem Bankschalter um eine Auskunft zu ersuchen. Ganz unerfahren in allen Hausgeschäften.

Daß Schwierigkeiten aus dieser mangelhaften Erziehung entstehen mußten, liegt auf der Hand. Vier von uns fünf Geschwestern sind ledig geblieben; dies ist vielleicht auch kein Zufall. Man sagt oft: Das Leben beginnt mit vierzig! Es sollte optimistisch tönen. Ist es nicht eher etwas traurig, daß es Leute gibt, die sich sagen

müssen, für sie habe das Leben erst begonnen, als sie sich vom Elternhaus nicht nur örtlich, sondern auch geistig gelöst hatten?

Die Freundin



Vielleicht hatte meine gute Mama nur etwas zu viel Zeit für mich. Sie hätte ja so gerne mehr Kinder gehabt! Aber weil ich das einzige war und blieb, hielt sie sich eben an mich.

Wir wohnten damals am Rande der Stadt. Da gab es nur wenig Häuser, und in diesen wohnten meist ältere Ehepaare. Es fehlte an Kindern. Meine Mama bedauerte das weit mehr als ich. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, mir Spielkameraden zu verschaffen. Einmal schlepppte sie wirklich einen kleinen Buben aus der weitern Nachbarschaft herbei. Sie hatte sich auf diesen Besuch auf das sorgfältigste vorbereitet. Der Versuch endete kläglich. Das Büblein blieb stumm, an den Spielen beteiligte es sich lustlos, und als es mit uns am Zvieri saß, zu dem es Ofenküchlein, gefüllt mit prächtigem Nidel, gab, brach es gar in Tränen aus und wollte heim.

Um so mehr nahm sich Mama meiner an. Bei schönem Wetter tollte sie mit mir im nahen Walde herum. Wir bauten Hütten aus Zweigen, wir leiteten vom Bach ein kleines Wässerlein ab, das uns ein von ihr gebautes Mühlrad antrieb. Bei schlechtem Wetter erfand sie für mich immer neue Spiele, um mir Kurzweil zu schaffen. Es war wirklich eine schöne Zeit, und ich erinnere mich heute noch gern an diese zurück.

Später zügelten wir in eine Stadtwohnung. Weder in der Nachbarschaft noch in der Schule fand ich richtige Kame-

radinnen oder Kameraden. An was es lag, weiß ich eigentlich nicht. Meine Mama entschädigte mich für diese Einsamkeit, so gut sie konnte, und sie konnte es sehr gut. Ich las damals leidenschaftlich gerne. Meine Mama schleppte mir jede Woche aus einer Jugendbibliothek ein ganzes Netz Bücher heim. Sie las alle Bücher mit, um mit mir über diese reden zu können. Das haben wir dann auch getan und uns aus unsrern Büchern eine ganze Phantasiewelt errichtet, in der sich niemand als wir richtig auskannte. Mein Papa war nur selten zu Hause und fand alles, was meine Mutter sagte, auch wenn er sich nicht viel darum bekümmerte, gut.

Meine Mama war eigentlich meine einzige Vertraute; aber dafür war sie es ganz. Ich konnte mit ihr über alles reden, und ich habe es auch getan. Wenn ich bei Verwandten in den Ferien war, schrieb ich meiner Mama mindestens jeden zweiten Tag. Nicht etwa, weil es von mir verlangt wurde, nein, ich hätte es gar nicht ausgehalten, ihr länger vorzuenthalten, was in mir und um mich herum vorging.

Auch während meines Aufenthaltes in einer Schule im Welschland habe ich als 18jährige mindestens jeden zweiten Tag geschrieben. In jene Zeit fielen meine ersten fröhlichen, kleinen Erlebnisse mit jungen Burschen einer Schule in der Nachbarschaft. Es war mir völlig selbstverständlich, daß ich auch darüber in allererster Linie meine Mama informierte. Sie ging so lustig und verständnisinnig auf meine Andeutungen ein, daß ich mir angewöhnte, gerade auch in diesen Dingen meiner Mama ganz zu vertrauen. Das war viel interessanter als einem Tagebuch gegenüber, das ja doch hätte stumm bleiben müssen.

Wieder zu Hause, blieb es bei dieser Vertrautheit. Es kam vor, daß wir, wenn wir zusammen ausgingen, für Schwestern gehalten wurden. Mir schien, wir seien nicht nur Mutter und Tochter, sondern wirklich auch Freundinnen und Kameradinnen. Lange, sehr lange kam mir das geradezu ideal vor. Ich merkte nicht, wie mich die enge Beziehung zu meiner Mama von der Außenwelt trennte und wie sich

das schrankenlose Vertrauen als eine Schranke zwischen mir und andern jungen Menschen erwies.

Verstehen Sie mich wohl: Meine Mama stellte sich keineswegs der Erweiterung meines Bekanntenkreises in den Weg. Auch nicht, wenn es sich um männliche Bekannte handelte. Während mein Papa, wenn ich etwa Telephonanrufe von jungen Leuten bekam oder Einladungen zu einem Ausflug oder zu einem Tanzanlaß, oft unwillig fragte, wer denn das schon wieder sei, zeigte meine Mama volles Verständnis. Die Schwierigkeiten waren anderer Natur. Da meine Mutter einen so großen Teil meines Lebens ausfüllte, redete ich zu meinen Bekannten verständlicherweise auch viel von ihr, und ich merkte gelegentlich, daß das meine Freunde verwunderte und auch zu Spott anregte.

Als mich einmal ein junger Mann fragte, ob ich denn meiner Mutter alles erzähle, sagte ich ganz unbefangen: Selbstverständlich. Es machte mir wenig aus, daß sich daraufhin dieser junge Mann von mir zurückzog. Seine Einstellung kam mir eher lächerlich und auch ein bißchen verdächtig vor.

Einige Jahre später lernte ich einen etwas älteren Mann kennen, der übrigens bei uns wie zu Hause war und mit dem sich auch meine Mutter vortrefflich verstand. So schien es mir wenigstens. Aber eines Tages erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir schrieb, ihm sei der Gedanke unerträglich, daß er nichts sagen und nichts tun könne, ohne zu wissen, daß es auch meine Mutter erfahren. Bei den darauf folgenden Aussprachen haben wir uns immer gründlicher zerstritten. Der Bruch war unvermeidlich. Ich meinte nicht, daß ich durch diesen Bruch um mein Lebensglück gebracht worden sei. Die Lösung schmerzte mich; aber fast noch schmerzlicher war, daß ich die innere Stellung zu meiner Mutter änderte. Unsere enge Freundschaft und Kameradschaft kam mir nun selbst irgendwie fragwürdig vor.

Zum Unglück oder zum Glück, wie man es nehmen will, kam ich ungefähr in jener Zeit gerade einmal dazu, wie meine

Mutter einem Besuch gegenüber sagte, wie innig unsere Beziehungen seien und wie es zwischen uns zwei gar kein Geheimnis gebe.

Das bedeutete für mich einen Wendepunkt. Ich verschloß mich meiner Mutter gegenüber ganz und ließ sie über mich gar nichts mehr wissen. Das war für meine Mutter sehr schwer. Vielleicht aber noch schwerer für mich. Ich war so daran gewöhnt, einem Menschen eine unbegrenzte Offenheit entgegenzubringen, daß ich, nachdem dieser Mensch nicht mehr meine Mutter sein konnte, einen andern Menschen als Ersatz suchte. Erst ernste Enttäuschungen lehrten mich, daß es zwischen allen Menschen, auch den vertrautesten, Schranken geben muß, die nicht ungestraft überschritten werden.

Streng erzogen heißt nicht gut erzogen

Mein Vater war Schlossermeister, und meine Mutter entstammte einer währschaften Bauernfamilie. Ihr Grundsatz war: Wir sind hart und streng erzogen worden, für euch Kinder wird eine solche Erziehung wohl auch gut genug sein.

Dabei war es merkwürdig: Wenn ich gelegentlich einmal eine Schulkameradin nach Hause brachte, beneidete mich dieselbe nachher immer und meinte, sie möchte auch bei uns wohnen, wir hätten so schöne Familienverhältnisse. Das war aber nur äußerlich. Mit meinem etwas jüngeren Bruder kam ich zwar gut aus. Wir teilten uns in die wenigen Freuden und hielten in den Leiden zusammen, die damit verbunden waren, daß wir halt in Gottes Namen mit dem besten Willen nicht alles so machen konnten, wie es unsere Eltern wollten. Aber nach außen schien es, wie wenn wir mit unseren Eltern nie Streit hätten. Weder Vater noch Mutter hätten von uns den geringsten Widerspruch geduldet, jede Widerspenstigkeit oder andere Meinung wurde sofort mit

Ohrfeigen unterdrückt. So hüteten wir uns, besonders wenn wir Besuch mitbrachten, den Zorn unserer Eltern herauszufordern.

Für uns Kinder war alles verboten, was uns nicht ausdrücklich befohlen wurde. Noch in der Sekundarschule wurde mir von meiner Mutter vorgescriben, welche Mitschülerinnen ich als Kameradinnen nach Hause bringen durfte. Mit einer ganzen Reihe von Mädchen meiner Klasse war mir der Umgang strengstens untersagt. Auch noch mit 20 Jahren war ihr nur eine meiner Freundinnen zu Hause genehm, die Tochter einer ihrer Freundinnen.

Von männlichen Bekanntschaften durfte überhaupt nicht geredet werden. Mit 25½ Jahren durfte ich mit meinen Eltern ein Kränzchen besuchen. Dort lernte ich einen Studenten kennen. Eines Tages wollte mich dieser zu einem Fest einladen, was ich gern angenommen hätte. Meine Eltern legten ihr Veto ein; sie fanden, es hätte doch keinen Wert, mit einem Studenten, der nichts sei und nichts verdiene, an ein Fest zu gehen.

Das geborene Hausmütterchen



Wenn Sie mich heute hier vor meinem Pulte sitzen sehen, können Sie sich wohl kaum vorstellen, daß ich 20 Jahre lang als das geborene Hausmütterchen galt. Es gibt keinen Ausdruck, den ich, auf mich an-

gewendet, so häufig zu hören bekam wie eben der, ich sei das geborene Hausmütterchen, vor allem von meinem Vater, auch von der Mutter und schließlich von meiner drei Jahre älteren Schwester. Von ihr hörte ich es am allerwenigsten gern.

Meine ältere Schwester war, solang ich mich zu erinnern vermag, das Idol meines Vaters. Er muß in ihr von allem Anfang an etwas ganz Besonderes gesehen haben, einen Ausbund an Klugheit, einen Ausbund an Schönheit, auf alle Fälle etwas ganz anderes als ich. Sie war der Gegenstand seines Interesses und seines Ehrgeizes. Es war für ihn, ich vermute vom Kindergarten an, klar, daß ein solches Wunder-Menschenkind studieren müsse. Dabei war meine Schwester zwar eine begabte, aber durchaus keine Musterschülerin. Vor allem in den mittleren Jahren des Gymnasiums hatte sie recht eigentlich Mühe, mitzukommen, obschon mein Vater, ein sonst recht temperamentvoller Mann, Abend für Abend mit einer wahren Lammesgeduld ihr bei den Aufgaben half. Vor allem Latein und Mathematik. Er wurde nie müde, immer neue Schliche und Ränke zu finden, um meine Schwester bei der Stange, das heißt bei der Arbeit zu halten und ihre Lauen zu überwinden. Ein ungenügendes «Ex» machte meinem Vater mehr Kummer als meiner Schwester, und ein gutes freute ihn mehr als sie. An allen etwa auftretenden Schulschwierigkeiten aber war, nach der festen Überzeugung meines Vaters, nicht etwa eine Schwäche meiner Schwester schuld, sondern ihre sprudelnde Intelligenz, die sich eben nur schwer in das Joch eines Schulprogrammes spannen lasse.

Zu meinem großen und schmerzlichen Erstaunen fanden meine Schulzeugnisse kaum Beachtung. Ich war eben das geborene Hausmütterchen. Ich durfte der Mutter beim Haushalt helfen und machte diese kleinen Hilfsarbeiten anscheinend so geschickt, daß über meine zukünftige Bestimmung kein Zweifel herrschte. Wenn ausnahmsweise Gäste da waren, durfte ich in einem besondern Schürzchen servieren helfen, und da die Übung den Meister

macht, bekam ich dann auch von unsren Gästen nicht selten zu hören, daß ich das geborene Hausmütterchen sei.

Während die Wahl des zukünftigen Studiums meiner Schwester Anlaß zu unzähligen Unterhandlungen und Beratungen gab, dachte überhaupt niemand daran, daß es auch für mich einmal später ein Berufssproblem geben könnte. Ich war eben das geborene Hausmütterchen. Ich würde ja doch, und zwar in sehr jungen Jahren, heiraten, daran gab es keinen Zweifel.

Es wäre sehr ungerecht, wenn ich mich darüber beklagen wollte, eine Aschenbrödelrolle gespielt zu haben. Alle waren lieb und gut zu mir. Nicht zuletzt mein Vater.

Merkwürdigerweise empfand ich keinen Haß gegen meine Schwester, um die so viel mehr Wesen gemacht wurde. Und auch mein Vater tat mir eigentlich, seiner, wie mir schien, falschen Einschätzung meiner Person wegen, eher leid, als daß ich sie ihm verübelte. Nur das eine war mir spätestens vom 15. Altersjahr an klar: Ich war kein Hausmütterchen, und ich wollte es auch nicht werden.

Es ist vielleicht nicht schön von mir; aber wahr ist es doch, und meinem Manne habe ich es gleich gesagt: Ich habe ihn nicht nur «aus Liebe» geheiratet, sondern auch weil er mir in Aussicht stellen konnte, mich in seinem Geschäft, das er von seinem Vater übernommen hatte, ernstlich zu beschäftigen. Das ist dann auch so herausgekommen. Ich habe meinen Haushalt, mit Ausnahme von vier Jahren, während denen mich meine Kinder dringend zu Hause brauchten, immer nur nebenbei geführt. Unter den gegebenen Verhältnissen zu meinem Glück; denn mein Mann ist vor einigen Jahren gestorben, so daß ich nun das Geschäft führen muß. Ich bin sehr froh, daß ich in der Lage bin, es zu tun.

Aber manchmal kommt es mir nun doch vor, ich sei durch meine Erziehung etwas allzu sehr davon abgekommen, ein «Hausmütterchen» zu werden. Ich will offen gestehen, daß ich meine Schwester, mit der ich sehr gut auskomme, manchmal leise beneide. Sie hat ihr Medizinstudium

nicht beendet, sondern einen Arzt geheiratet. Sie widmet sich der Praxis in keiner Weise. Sie ist ganz Hausfrau und Mutter.

Wer weiß, ob sie nun, nachdem ihre Kinder bald flügge sind, nicht noch mit Porzellanmalen und Häkeln beginnt.

Schweizerische Anekdote



Seit Monaten lag unsere Batterie in einem kleinen Thurgauer Städtchen. Der Batteriechef war ein dermaßen korrekter Herr, daß für uns Offiziere das Mittag- und Abendessen allmählich zur Qual wurde. Nie fiel ein Scherzwort, nie wurde gelacht. Schließlich beschlossen wir drei Leutnants, mit Gewalt Leben in die Bude zu bringen. Wir kamen auf die ausgefallene

Idee, einer von uns solle während des Essens plötzlich unter den Tisch fallen. Das Los fiel auf mich, und ich mußte mich ehrenwörtlich verpflichten, am andern Abend das Schauspiel zum besten zu geben.

Aber welch Verhängnis! Am andern Nachmittag tauchte unerwartet der Artilleriechef der Division auf, begleitet von einem Regimentskommandanten und einem Adjutanten.

Bei der Anwesenheit der hohen Tiere ging es natürlich noch steifer zu als je, und nun sollte ich Unglücklicher ausgerechnet bei dieser Gelegenheit in Funktion treten. Der Schweiß trat mir auf die Stirne. Es war mir zumute wie einem Fallschirmabspringer, der das erstmal das Flugzeug verläßt. Scharf beobachtet von meinen Mitverschwörern, rutschte ich langsam auf dem Stuhl nach vorn, zählte auf drei und jetzt ... Unter donnerndem Getöse, einem Aufschrei des Entsetzens auf den Lippen, stürzte ich unter den Tisch, feuerrot vor Scham, aber stolz darauf, mein Wort nicht gebrochen zu haben.

Die Wirkung war erstaunlich. Meine zwei jungen Kameraden platzten los, die beiden Oberleutnants schüttelten sich vor Lachen, und die drei Gäste fielen vor Lachen beinahe selbst unter den Tisch. Selbst unser korrekter Batteriechef, bis jetzt die Humorlosigkeit in Person, war von der allgemeinen Fröhlichkeit angesteckt worden.

Man ließ zur Feier des Ereignisses sofort einen Doppelliter kommen, dann noch einen zweiten und einen dritten. Und wir alle zusammen verlebten den gemütlichsten Abend, den man sich denken kann. Es kam so weit, daß der Batteriechef — ein sonst absolut amusischer Mensch — in vorgerückter Stunde den « Sterbenden Schwan » vortanzte.

Nun war das Eis gebrochen, und seit jenem Tag verbesserte sich das Verhältnis der Offiziere zueinander und zum Batteriechef ganz merklich. Wenn es auch immer noch sehr korrekt zuging, so verloren doch die Mahlzeiten ihren unnatürlichen, steifen Charakter.

A. O. in W.